

Erste Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2008 by rüffer & rub Sachbuchverlag, Zürich

info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Bildnachweis:

Cover: Magdalena Pilko

S. 233 [BILDTEIL 12] oben rechts: Charles Tandy, Tandy Dance Photographie

S.235 [BILDTEIL 14] oben: Holger Badekow

S.236/237 [BILDTEIL 15/16]: Jenny Baese

Alle anderen Fotos stammen aus dem Privatalbum André Pressers.

Die Rechte einiger Abbildungen konnten trotz größter Bemühungen nicht geklärt werden.

Druck: WS Bookwell Oy, Finnland

ISBN: 978-3-907625-42-2



Kindheit und
Jugend

Andries Jacob, genannt André, Presser wird am 12. September 1933 um 4.15 Uhr in Amsterdam geboren – im Sternzeichen der Jungfrau, mit dem Löwen im Aszendenten und dem Mond im Zwilling. Die Astrologie sieht darin eine Konstellation für Menschen, die dazu neigen, eher unentschlossen zwischen den Türen zu stehen, weder hier noch dort ganz zugehörig zu sein. In André Pressers Leben hat sich das vielfach bestätigt.

André erhält seinen Namen nach dem im Oktober 1926 verstorbenen Großvater väterlicherseits, Andries Presser. Die Eltern sind zum Zeitpunkt der Geburt erst gut ein Jahr verheiratet. Die Mutter, Anna (Annetje) Engelina Frederika Presser-Ruijngaart, hat mit der Trauung am 17. November 1932 den Beruf als Kassiererin im Grand Theatre in Amsterdam, einem Revue-Theater, an den Nagel gehängt. Vater Jacob (Jaap) Presser ist Vertreter für eine Schuhfabrik mit einer Leidenschaft fürs Kabarett. Und er ist Jude – zum Entsetzen von Annetjes Vater, einem Berufssoldat und ausgemachten Juden-Hasser. Es ist nicht leicht für die damals 27-Jährige, die Hochzeit mit dem acht Jahre älteren und zu allem Überfluss bereits einmal geschiedenen Jaap bei ihrem Vater durchzusetzen. Aber die zierliche Annetje hat einen eisernen Willen. Sie lässt nicht locker, und so bekommt sie schließlich ihren großgewachsenen, schwarzhaarigen Schwarm.

Es ist eine Verbindung, die ihr noch viel abverlangen wird. Juden sind in Holland zwar geduldet, werden aber als Menschen zweiter Klasse behandelt. Sie arbeiten als Musiker, Händler und

Diamantenschleifer, also vorwiegend in freien Berufen. Öffentliche Ämter jedoch, Status und offizielle Verantwortung sind für sie tabu; Antisemitismus ist in den Niederlanden schon vor Kriegsbeginn kein Fremdwort. Die Vorgänge im benachbarten Deutschland geben jeden Anlass zur Sorge, zumal Jaap Presser in seinen Kabarett-Texten kein Blatt vor den Mund nimmt und sich im Widerstand engagiert. Die Angst wird in der kleinen Familie zum ständigen Begleiter.

Es gibt einen Witz aus dieser Zeit, der allerdings gar kein Witz war, sondern Realität. Er stammt aus einer Opernprobe für *Die Hugenotten* von Hugo Wolf. In der Pause sagt der Dirigent: »Die Juden können nach Hause gehen.« Daraufhin steht das halbe Orchester auf und geht. Gemeint war allerdings der Chor und dort diejenigen, die die Juden darstellen!

»Ich habe wenige Erinnerungen an meinen Vater, er war ja ständig unterwegs. Ich weiß nur, dass er mit 1,85 Metern sehr groß war und Schuhgröße 47 trug! Er muss künstlerisch begabt gewesen sein, war mit einer angenehmen Stimme gesegnet und besaß Talent fürs Schreiben und Fotografieren. Seine Kabarett-Texte schrieb er selbst, und er arbeitete in einer Zeitung des Widerstands mit. Leider ist wenig überliefert, ich habe nur ein paar Notizen und Texte, keine Programmhefte von Vorstellungen.

Sein Kabarett-Ensemble tourte durch Holland, nach jedem Auftritt schickte er meiner Mutter ein Telegramm, einige davon habe ich noch. Es gibt auch noch einen Vertrag über eine halbstündige Kabarett-Sendung im Radio – das war damals sensationell, die Radiostationen haben höchstens sechs Stunden am Tag gesendet, da ist eine halbe Stunde viel! Das Honorar war nicht schlecht – also muss er durchaus einen Namen gehabt haben. Aber es reichte nicht, um die Familie zu ernähren, deshalb musste er noch mit Schuhen handeln. Als Mitte der 1930er Jahre der Nationalsozialistische Bund in Holland aufkam und als drittstärkste Partei immer mehr Mitglieder gewann, wurden viele Juden entlassen – lange bevor die Deutschen die Grenze überschritten. Mein Vater hat von da an noch weniger verdient.«

Um die Familie über Wasser zu halten, sucht sich die Mutter wieder eine Anstellung. Der Direktor des Revue-Theaters, in dem sie vorher tätig war, vermittelt sie als Kassiererin an ein Kino, allerdings in Den Haag, 50 Kilometer südlich von Amsterdam. Doch es gibt keine Alternative; der Vater ist sowieso meist unterwegs, also übersiedelt die Mutter mit dem sechsjährigen André und der Großmutter Ende 1939 nach Den Haag, der Vater bleibt in Amsterdam.

Mit den Nachbarn, der Pianistin Tilly Talboom-Smits und dem Offizier der Kavallerie Cor Talboom und ihren zwei Kindern, davon ein Sohn in Andrés Alter, entwickelt sich rasch eine Freundschaft, die für André später weichenstellend sein wird. Da Annetje von 10 Uhr morgens bis 22 Uhr abends an der Kinokasse sitzt und nur um 17 Uhr zum Essen kurz nach Hause kommt, kümmert sich die Großmutter um André – und wird zur prägenden Größe in seinem Leben.

»Meine Großmutter Helena Clazina Mes, genannt Leentje, war eine einfache Frau, sie war nur bis zu ihrem zwölften Lebensjahr in der Primarschule. Ihre Mutter war Schneiderin, da wurde sie als Helferin gebraucht. Leentje war zwar körperlich nur eine halbe Portion, aber sie war mutig, sie hatte einen enormen Schatz an Erfahrung und Weisheit. Das war erlebte Klugheit, kein Bücherwissen. Einen Beruf hat sie nie gelernt, sie war Hausfrau. Und was für eine! Sie konnte alles: nähen, putzen, kochen, backen, Vorhänge häkeln! Es gab keinen Staubsauger, keine Waschmaschine, keinen Kühlschrank. Jeden Tag wurde der Boden geschrubbt.

In Hoorn, nördlich von Amsterdam, wo sie am 6. April 1880 geboren wurde, galt Leentje als das schönste Mädchen im Ort. Ihr Mann, mein Großvater, war Unteroffizier in der Armee, Berufssoldat. Sie fand das gut, das Militär genoss damals ein anderes Renommee, ein Minister war eine Exzellenz. Uniformen machten großen Eindruck – auf junge Mädchen sowieso. Mein Großvater war Witwer und hatte zwei Kinder. Er war ziemlich großspurig und rechthaberisch, eben ein richtiger Militärkopf. Unter Beweis stellen musste er seine Großmüligkeit allerdings nie – im Ersten

Weltkrieg war Holland neutral, da ist ihm nichts passiert. Und als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war er schon tot. Er hat nie mit eigenen Ohren einen Schuss gehört. Leentje hat ihn mit 20 Jahren geheiratet, um endlich von ihrer Mutter wegzukommen.

Die beiden Kinder meines Großvaters sind früh gestorben – das eine an Tuberkulose, das andere hatte sich mit heißem Öl verbrannt und den Unfall nicht überlebt. Oma und Opa hatten zusammen ebenfalls zwei Kinder – meine Mutter und ihren Bruder. Der Bruder wurde später Mitglied bei den Nazis in Holland, die Tochter heiratete einen Juden – wenn man das alles zusammen betrachtet, ist es doch eine höchst eigenartige Konstellation.

Als Oma Leentje meine Erziehung übernahm, war sie schon 60. Sie war da, wenn ich aus der Schule kam, sie war mein Zuhause. Auf dem Balkon hatten wir ein Fliegenkästchen, in dem man Lebensmittel vor Insekten geschützt aufbewahren konnte. Aber es war immer leer: Im Sommer war nach einem Tag alles verdorben, vor allem haben wir immer alles aufgegessen – es war nie viel da.

Oma Leentje war nicht sonderlich streng mit mir. Wenn ich schlechte Noten nach Hause brachte, und das geschah häufig, sagte sie nur: ›Lass das deine Mutter besser nicht wissen, aber Sorge dafür, dass es nicht wieder vorkommt.‹ Einer ihrer Lieblingslehre-sätze lautete: ›Wer seinen Arsch verbrennt, muss auf den Blasen sitzen.‹ Ich habe das später noch mehrfach zu spüren bekommen, nicht nur im Beruf, vor allem in meinem Privatleben.

Meine Mutter nörgelte ständig an mir herum. Nie war ich ihr in der Schule gut genug, nie konnte ich es ihr recht machen. Meine Großmutter hingegen wusste jeden Prüfungstermin. Sie selbst war sehr streng erzogen worden. Vielleicht war sie deshalb so warmherzig, sie wusste, wie es ist, wenn die Wärme fehlt. Und es war ihr klar, dass meine Mutter nicht viel Wärme geben konnte – sie hat wohl viel von ihrem diktatorischen Vater geerbt oder übernommen.

Meine Großmutter hat mir viel vorgelesen, meistens Kurzgeschichten aus dem *Buch für die Jugend*. Und aus der Bibel. Sie hat gesagt: ›Eines musst du verstehen, Junge: Das sind schöne Ge-

schichten, aber nicht mehr als Geschichten.« Sie war religiös erzogen worden, aber sie wollte davon nichts wissen. Sie glaubte an eine höhere Macht, aber nicht an die Interpretation der Kirche. Das war für sie alles falsch, das hatte »keinen Zweck«. Mit »Gedöns« konnte sie nichts anfangen. Sie hat gesagt: »Stell dir vor, da steht in der Bibel, Maria kommt nach Hause und erzählt, sie sei schwanger. Die Mutter fragt: »Ja, mit wem warst du denn zusammen?« Und sie antwortet: »Mit niemandem.« Das glaubst du doch wohl selbst nicht! »Mit niemandem!« Eine Frau ist keine Jungfrau mehr, wenn sie ein Kind bekommt. Unbefleckte Empfängnis – das gibt es nicht. Und überhaupt: Das ist doch kein Fleck! Aber es ist eine wunderbare Geschichte, ein Märchen. Moses kann auch nicht durchs Rote Meer schreiten, denn es ist unmöglich, dass das Wasser zurückweicht. Das gibt es nicht. Aber es sind kluge Buben, die die Bibel geschrieben haben – für alle Probleme wissen sie eine Lösung.« Für die moderne Technik hatte Großmutter eine Schwäche. Sie hat nie in einem Flugzeug gesessen, aber sie saß sofort in meinem Auto, als ich eines hatte. Das hat ihr gefallen. So war sie. Sie hat mich sehr geprägt.«

Kriegsjahre

Am 10. Mai 1940 marschiert die Deutsche Wehrmacht in den Niederlanden ein – ohne Ultimatum oder Kriegserklärung. Am 14. Mai fallen große Teile Rotterdams den deutschen Bombengeschwadern zum Opfer, die Niederlande kapitulieren. Königin Wilhelmina flieht mit ihrer Familie nach England ins Exil.

Unter der deutschen Besatzung verschärfen sich die Repressionen gegen die jüdische Bevölkerung drastisch. Auch Familie Presser bekommt das zu spüren: Der Vater darf nicht mehr reisen, und er verliert seinen Job als Schuhvertreter. Die Mutter kommt kaum aus Den Haag weg, sie muss sechs Tage in der Woche arbeiten, und auch sonntags gibt es im Kino häufig Matineen. Überdies wechselt das Kino den Besitzer: Der bisherige – ein

Jude – wird kurzerhand rausgeschmissen; die deutsche Ufa-Tobis übernimmt das Haus, und durchleuchtet das gesamte Personal. Annetje wird vor die Alternative gestellt: Entweder lässt sie sich von ihrem Mann, dem Juden, scheiden, oder sie wird entlassen. Der Familienrat beschließt: Ihr Verdienst wird gebraucht, der Vater bringt kaum noch etwas nach Hause, schwebt ständig in Gefahr, und überhaupt, nach dem Krieg können sie wieder heiraten, die Scheidung wird ja nur zum Schein vollzogen. Der Liebe können die Nazis nichts anhaben.

Der Vater, den André schon bisher höchst selten gesehen hat und sich deshalb unter »Papa« wenig vorstellen konnte, wird zu »Onkel Jaap«, der hin und wieder ein paar Bücher schickt. Die Sorge, dass sich André in der Schule verplappern und entdeckt werden könnte, dass sein Vater Jude ist, beherrscht die Gedanken der ganzen Familie. Jeder kann ein Verräter sein.

»Meine Mutter hat meinen Vater vor mir komplett abgeschottet – aus Angst. Als Kind fragst du da nicht weiter nach. Das ist eine Sache des Überlebens, ich habe das instinktiv erfasst. Dass die Schulklasse immer weiter schrumpfte, weil sie die Juden abgeholt haben, nimmst du einfach hin. Die Leute sind weggezogen, das ist in so unruhigen, unsicheren Zeiten nichts, worüber man sich wundert. Du ziehst den Kopf ein und hältst den Mund.«

1941 wird der Vater zum ersten Mal verhaftet. Er hatte Fotos vom Bombardement Rotterdams gemacht und in einer Untergrundzeitung veröffentlicht; die Nazis hatten herausgefunden, dass die Bilder von Jacob Presser stammten. Sie verschleppen ihn nach Scheveningen ins Gefängnis. Die Familie erfährt davon nichts, er ist einfach weg. Als er wider Erwarten entlassen wird, bekommt er die Chance, nach England zu fliehen. Aber er bleibt, er will die Kollegen im Widerstand und bei der von ihnen produzierten Zeitung nicht im Stich lassen und nimmt sofort die Arbeit im Untergrund wieder auf. Er ahnt nicht, dass er genau damit den Nazis in die Falle geht. Sie benutzen ihn als Lockvogel, beobachten und verfolgen ihn – nur deshalb haben sie ihn freigelassen. 1942 wird er erneut geschleppt und ins Durchgangslager Westerbork im Os-

ten von Holland gebracht. Von dort erreicht die Familie ein Brief des Gefängnisdirektors, der darum bittet, Geld zu sammeln für ein Gebiss. Und alle verstehen die Botschaft, denn Jacob Presser hatte phantastische Zähne. Wenn er jetzt ein Gebiss braucht, kann das nur eines bedeuten: Folter.

Auch die Schwester des Vaters, Lies, steht auf der Deportationsliste. Einige Briefe schreibt sie noch an Annetje, mit Bleistift; Füllfederhalter sind für Juden verboten. Das Datum ist nur anhand des Poststempels auf dem Briefumschlag erkennbar, sie selbst hat keines notiert – damals nichts Unübliches. Es sind Briefe voller Angst und Sorge – vor allem um die beiden Söhne, die im Norden Amsterdams noch Arbeit haben. Täglich müssen sie dorthin anderthalb Stunden zu Fuß gehen – die Straßenbahn ist für Juden tabu. Auf dem Weg zur Arbeit werden beide irgendwann verhaftet und deportiert; kurz darauf bleiben die Briefe aus.

Wenn André fragt: »Wann kommt Onkel Jaap wieder?«, antwortet die Mutter immer mit denselben Worten: »Nach dem Krieg.« Sie und die Großmutter denken vor allem ans Überleben, denn alle haben Hunger und alle frieren. Später spricht man vom »Hungerwinter 1944/45«. Die Schulen sind geschlossen, es gibt kein Heizmaterial. Das Kino hat den Betrieb eingestellt, die Mutter verdient nichts mehr. Der Süden Hollands ist zwar seit dem »dolle Dinsdag« am 5. September 1944 durch die Alliierten bereits befreit, und das ganze Land wiegt sich in der Hoffnung, dass die Not nun schnell ein Ende haben würde. Doch es dauert noch einen langen und kalten Winter, bis auch der Norden das deutsche Joch loswird.

»Ich habe meine Großmutter selten richtig wütend erlebt. An ein Mal kann ich mich allerdings noch gut erinnern: Ich war elf Jahre alt und auf der Suche nach etwas Essbarem. Meine Oma sagte: ›Junge, ich habe nichts mehr.‹ Aber ich habe das nicht geglaubt: ›Oma, du hast bestimmt noch etwas im Schrank.‹ Woraufhin ich alles durchsucht habe, bis in den letzten Winkel. Da wurde sie fuchsteufelwild: ›Wenn ich sage, dass wir nichts haben, dann haben wir nichts! Ich lüge nicht. Ich habe nichts!‹ Wenn sie mal

böse wurde, dann richtig. Und wir hatten Hunger, mein Gott, was hatten wir Hunger. Es gab wirklich kein Essen mehr, nichts, nur auf dem Schwarzmarkt. Wir haben Tulpenzwiebeln gegessen und »schwarze« Kartoffeln, das war die schlechteste Qualität, man hat sie normalerweise nur als Viehfutter verwendet. Am nächsten Tag gab es dann die Schalen davon. Und Zuckerrüben, in jeder Variante; die konnte man beim Bauern noch für sehr viel Geld kaufen. Oma hatte einiges gehortet, was in Kriegszeiten wichtig werden kann, Kerzen und Zündhölzer zum Beispiel – sie kannte das alles ja aus dem Ersten Weltkrieg –, und Zündhölzer konnten wir dann gegen Brot tauschen.

Im Januar 1945 wurde ich krank und lag mit hohem Fieber im Bett. Meine Mutter fragte mich: »Was können wir denn bloß für dich tun, was möchtest du?« Und ich sagte: »Ich möchte bitte eine Orange.« Undenkbar! Aber meine Mutter ist dann auf den Schwarzmarkt gegangen und mit einem Kilo kleiner, verschrumpelter Äpfel wiedergekommen, aus denen schon die Würmer rausgeschaut haben. Die schneidet man eben einfach millimetergenau weg, und dann isst man das. Sie hat damals 25 Gulden bezahlt für ein Kilo wurmstichiger Äpfel. Ein Vermögen!

Kochen auf dem normalen Herd war unmöglich – der war viel zu groß und verbrauchte zu viel Holz. Wir hatten stattdessen einen »Majo«. Das ist eine Art Blechtrommel mit drei Öffnungen, in denen kleine Röhren stecken. Darauf kommt Holz, das steckt man an, und so kann man darauf kochen. Das Holz samelten wir am Atlantikwall, einer Gegend zwischen Den Haag und Scheveningen, wo als Verteidigungslinie alle Häuser geräumt und abgebrochen wurden. Die dort verbauten Holzfenster und -treppen haben wir ausgebaut und verheizt. Um vier Uhr morgens standen wir mit Hilfe einer kleinen Öllampe auf, die hieß bei meiner Großmutter »Aladins Wunderlampe«. Mit einer kleinen Karre marschierten wir dann zu den Abbruchhäusern und holten das Holz heraus, um wenigstens die Rüben kochen zu können. Für mehr hat das Holz nicht gereicht. Warmes Wasser, ein Badezimmer, Seife, Zahnpasta – unerreichbarer Luxus.

Solche Erinnerungen bleiben. Ich habe einmal in der Ruine der Frauenkirche in Dresden, während der Bauzeit, gehört, wie eine Touristenführerin sagte: »Das ist die Schuld der Alliierten.« Da schrie ich ganz laut hinüber: »Das ist Ihre eigene Schuld! Guernica, Rotterdam, Coventry!« Diese Städte waren von den Deutschen schon vorher angegriffen und in Schutt und Asche gelegt worden. Ich sage nicht, dass es richtig war, im Gegenzug die deutschen Städte zu bombardieren, aber es war offenbar die einzige Möglichkeit, Deutschland in die Knie zu zwingen. Wir waren wirklich froh, als wir im Bett lagen und über uns die Flugzeuge auf dem Weg nach Osten hörten. Endlich passierte etwas.

Ich habe nie verstanden, warum die Alliierten nicht die Eisenbahn nach Auschwitz bombardiert haben. Es wäre so leicht gewesen, die Gleise zu bombardieren und damit unbrauchbar zu machen. Das wäre doch möglich gewesen, bei der Präzision, mit der man damals schon Bomben abwerfen konnte – ein Transportbahnhof hätte gereicht. Dann hätte niemand mehr deportiert werden können, und auch kein Zivilist hätte sterben müssen. Aber sie haben es nicht getan. Ich bin sicher: Alle wussten von den KZs und was dort geschah. Antisemitismus kennt keine Grenzen. Alle sagen immer, sie hätten von nichts gewusst, ich glaube das nicht.

Ich habe mir Auschwitz angesehen, und ich finde, es ist eine Art Touristenattraktion geworden. Die Gaskammern wurden gesprengt, die Ruinen sind noch sichtbar, die Baracken stehen noch. Aber ich kann nicht fühlen, dass dort sechs Millionen Menschen umgebracht worden sind. Es ist wichtig, dass man Auschwitz als Denkmal erhält, aber es ist mittlerweile auch sehr kommerziell. Der Unterschied zwischen dem, was erzählt wird, und dem, was wir erlebt haben, ist doch drastisch.

Ende April 1945 kamen in Holland die Flugzeuge der Alliierten mit Weißbrot und Zigaretten. Deshalb fing ich mit dem Rauchen an, als ich zwölf Jahre alt war. Meine Mutter rauchte, meine Großmutter auch, dann durfte ich mal einen Zug nehmen, und so ging es los – damals war das normal, Rauchen gehörte zum Leben. Ich habe 58 Jahre lang geraucht, bis ich eine chronische Bron-

chitis bekam. Da habe ich mich langsam entwöhnt, jeden Tag ein bisschen weniger geraucht, nach drei Monaten war ich davon los. Am 10. Oktober 2003 um 23 Uhr habe ich meine letzte Zigarette angezündet und sofort wieder ausgemacht – es hat mir einfach nicht mehr geschmeckt.«

Am 5. Mai 1945 befreite die kanadische Armee Den Haag. Es gab endlich genug zu essen, André musste wieder in die Schule, und der Wiederaufbau begann.

Spurensuche

Nach dem Krieg engagiert sich die Stiftung 40/45 in Holland für die Kriegsoffer, vor allem für die jüdischen. Über 100 000 Juden und damit drei Viertel der gesamten jüdischen Bevölkerung sind während der deutschen Besatzung aus Holland deportiert und umgebracht worden. Fernsehen gibt es noch nicht, Radio haben nur wenige. Die Mitarbeiter gehen von Haus zu Haus und sammeln Geld, um die Überlebenden zu unterstützen. Sie kommen auch zu Annetje, Leentje und André Presser, an einem Feiertag. Die Mutter öffnet die Tür und weist die Bittsteller barsch ab: »Wir sind selbst Opfer.« Aber sie rechnet nicht mit der Hartnäckigkeit der Sammler; sie kommen wieder, als die Mutter nicht da ist. Die Großmutter lässt sie ein und erzählt die Geschichte ihres Schwiegersohnes, so weit sie sie eben kennt.

Die Mitarbeiter der Stiftung ziehen Erkundigungen ein und finden heraus: Jacob Presser hat die Folter der Nazis in Westerbork nur kurz überlebt. Im Februar 1943 wurde er nach Auschwitz deportiert und vergast. 60 Jahre später findet André den Namen seines Vaters ebenso wie diejenigen anderer Familienmitglieder in dem im Internet veröffentlichten Verzeichnis aller Auschwitz-Opfer; weitere Verwandte stehen auf den Todeslisten des KZs Bergen-Belsen.

1948 haben holländische Juden die Möglichkeit, bei einem Gericht eine Art finanzielle Wiedergutmachung einzufordern, so-

fern sie nachweisen können, dass sie Opfer sind. In Andrés Familie gehören ein Kind und eine Ehefrau zu den Opfern des Naziterrors. Nur: Die Ehefrau ist keine mehr, die Eltern sind geschieden. Die Scheidung war zwar von einem Nazi-Gericht ausgesprochen worden, aber es war ein holländisches Gericht, die Scheidung ist somit gültig. Und einen Verstorbenen kann man nicht heiraten.

»Meine Mutter wollte nicht auf Wiedergutmachung klagen. Aber ich fand, wenn Papa schon nicht mehr zurückkommt, sollten wir wenigstens eine Witwen- und Waisenrente erhalten. Ich habe dann die Schränke meiner Mutter durchsucht und tatsächlich Briefe von meinem Vater an sie gefunden. Sie stammten aus der Zeit, als er nicht mehr reisen durfte und sie nicht aus Den Haag wegkam. Zu diesem Zeitpunkt hatte man ihn noch nicht verhaftet. Es sind sehr eindeutige Briefe, voller erotischer Beschreibungen, Briefe, die man nur schreibt, wenn man jemanden liebt. Ich habe den Inhalt damals noch gar nicht genau verstanden – ich war gerade erst 15 –, aber ich dachte mir, so etwas muss es wohl geben. Ich wusste, eine Frau ist anders gebaut als ein Mann, aber was man damit anfangen kann, das erfuhr ich durch diese Briefe. So hat mich mein Vater, ohne es zu ahnen, aufgeklärt!

Mit diesen Briefen habe ich einen Rechtsanwalt aufgesucht und gesagt: »Meine Mutter will nicht klagen, aber ich will, kann ich das?« Und er meinte: »Ja klar, du bist auch Opfer.« Mit diesen Briefen und dem Anwalt bin ich dann zum Gericht. Ich brauchte gar nicht viel zu beweisen, wir bekamen sofort die nötige Bescheinigung.

Meine Mutter erhielt daraufhin eine Witwenrente, die sich am Einkommen meines Vaters von 1938 bemaß – damals hatte er noch gut verdient. Und so verfügte sie plötzlich über ein recht passables Auskommen, und ich bekam eine Waisenrente bis zu meinem 21. Lebensjahr. Das war für uns sehr wertvoll, und es hat meiner Mutter ermöglicht, 1953 aufzuhören zu arbeiten. Sie wurde 89 Jahre alt und starb am 1. November 1994.

Erst nach ihrem Tod fand ich beim Auflösen ihrer Wohnung eine große Schachtel mit Dokumenten meines Vaters. Früher hatte

ich sie oft gefragt: ›Hast du nichts von Papa?‹ Als Kabarettist musste er doch etwas aufgeschrieben haben, Texte oder Lieder. Aber sie hatte stets behauptet: ›Da ist nichts. Das ist bei den Umzügen alles verlorengegangen.‹ Und dann finde ich diese Schachtel mit Texten aus den 1930er Jahren und einen Stapel von Telegrammen, die er an meine Mutter aus jeder Stadt, wo er auftrat, geschickt hat. Darin heißt es dann: ›Wieder ein Riesenerfolg‹, und solche Dinge. Er muss also doch einen Namen gehabt haben in Holland. In dieser Schachtel waren auch die mit Bleistift geschriebenen Briefe meiner Tante an meine Mutter aus den Kriegsjahren.

Meine Mutter hat das wohl alles verdrängt; ich weiß nicht, ob sie es mir mit Absicht vorenthalten hat. Ich glaube, sie wollte sich einfach nicht mehr damit beschäftigen, es war zu schmerzhaft. Oder sie wollte an diese Erinnerungen nicht rühren. Sie hat auch nie wieder geheiratet oder einen anderen Mann gehabt; sie wollte nicht, dass irgendein Fremder mich beeinflusst. Zeitlebens war sie eine Einzelgängerin. Sogar beruflich: Sie saß in ihrem Kabäuschen im Kino und verkaufte Eintrittskarten. Rechnen konnte sie hervorragend – 1,37 Gulden mal fünf, das hatte sie in Sekundenschnelle raus, da konnte man ihr nichts vormachen. Für eine Kartenverkäuferin ist das ja sehr praktisch, denn es war immer am wichtigsten, dass die Kasse stimmte. Sie war immer allein, in gewissem Umfang hat sie das auf mich übertragen: Ich bin Teil eines Ensembles, aber im Graben stehe ich allein vor dem Orchester. Und als Ballettdirigent ist man – beruflich gesehen – sehr allein.

Meine Mutter hatte auch immer das Gefühl, dass ihr das Leben etwas vorenthalten hat. Ihr Vater war ja gegen die Heirat mit ›dem Juden‹. Er war ein Ekel, und sie hasste ihn. Tief in ihrem Inneren hat sie ihm später vielleicht recht gegeben – sie hätte mehr aus ihrem Leben machen können, wenn sie ›diesen Juden‹ nicht geheiratet hätte. Vielleicht wollte sie auch deshalb nicht an die Zeit mit meinem Vater erinnert werden. Sie dachte oft, im Leben alles falsch gemacht zu haben. Deswegen war sie auch häufig ungerecht, herrschsüchtig und teilweise sogar intrigant. Herzenswärme hat sie nicht verströmt. Sie war eher kokett, legte großen Wert

auf ihr Äußeres und sie war stets elegant gekleidet, ungeschminkt ging sie nie auf die Straße. Sie war sehr großzügig – sie hat ihre Enkelkinder immer reich beschenkt.

Gleichzeitig war sie auch sehr treu und pflichtbewusst. 1961, als Andrea und ich nach Amsterdam zogen, weil sich dort das Nationalballett ansiedelte, zog sie mit meiner Großmutter ebenfalls dorthin – Den Haag mochten beide nicht so sehr, Amsterdam ist einfach die schönere Stadt. 1976 kam meine Großmutter ins Altersheim, da war meine Mutter auch schon 70. Trotzdem ist sie täglich mit der Straßenbahn zu ihr gefahren – fünf Jahre lang, bis zu Omas Tod. Darin war sie sehr konsequent und sehr zuverlässig. Hin und wieder hat sie uns noch in der Schweiz besucht; ihre Enkel hat sie sehr geliebt. Sie war auch sehr stolz auf meine Dirigentenkarriere. Unser Verhältnis ist dennoch distanziert geblieben. Wir konnten einfach nicht so gut miteinander. Heute denke ich, sie hat mir viel verschwiegen. Hätte sie darüber sprechen können, wären wir uns vielleicht nähergekommen.«

Briefe aus dem Off

Die Briefe aus dem Nachlass der Mutter sind von Andrés Tante geschrieben, der Schwester des Vaters, Lies. In diesen Briefen nennt sie nur wenige Namen, alles andere wäre zu gefährlich gewesen. Bram ist ihr Ehemann, Hans, André und Jaap sind ihre Söhne, also Andrés Cousins. Es sind berührende Dokumente aus einer angstbeladenen Zeit.

2. Juli 1942 Liebe Familie, ich habe euch lange auf diesen Brief warten lassen, aber ich habe das Päckchen und das, was darin war, bekommen. Herzlichen Dank. Er [vermutlich der älteste Sohn] hat die ganze Woche das Hemd getragen und findet es lustig. Wenn ich es richtig verstehe, geht es Euch gut, und André spielt Cello [gemeint ist André Presser]. Vielleicht wird er ein großer Musiker. Bei euch ist auch nicht viel Gemüse, wie ich höre, aber immer noch mehr als bei uns. Unkraut vergeht nicht. Kommt doch bald

mal wieder nach Amsterdam. Ich höre nichts von Jaap [gemeint ist André Pressers Vater]. Es ist einfach schrecklich. Hörst Du auch nichts? Wir sehen oder hören nichts, auch nicht von ihr. Vielleicht weiß sie mehr von der Sache. Hans hat noch seine Arbeit, es geht ihm gut, nur muss er jetzt zu Fuß gehen, weil wir, wie Du weißt, nicht Straßenbahn fahren dürfen, und er muss ganz zum Westermarkt. Weiter ist hier alles gut, wir müssen Geduld haben. Viel Neues gibt es nicht. Wir hoffen, Euch schnell zu sehen. Wir wünschen Euch das Allerbeste, viele Grüße an André, Tante Lena [Großmutter] und Annie [Mutter].

Liebe Familie, von Hans habe ich aus Westerbork eine kleine Meldung bekommen, dass alles gut ist. Das ist 8 Tage her. Und nachher nichts mehr gehört. Jetzt bekamen wir gestern die Meldung, dass wir auch wegmüssen. Das ist nicht angenehm. Jetzt versucht Bram, davon freigestellt zu werden, das müssen wir abwarten. Wenn Du uns noch sehen möchtest, musst Du schnell kommen. Wenn noch eine Chance ist, dass wir bleiben dürfen, melden wir das bald. Weiter ist hier alles gut. Jetzt höre ich auf und hoffe, schnell etwas von Euch zu hören, mit vielen Grüßen von uns allen – Lies.

Liebe Familie, wir dürfen wieder bleiben. Bram hat, weil er Diamantenschleifer ist, vorläufig Aufschub bekommen. 500 Schleifer gehen noch nicht weg, und Bram war dabei. Es war im letzten Moment, sonst wären wir schon weg gewesen. Zufällig hörte Bram von einem Kollegen und ist auch zum Büro gegangen, um dableiben zu können. Ich denke, dass wir einander am Montag wiedersehen. Deinen Brief haben wir bekommen, herzlichen Dank für das Geld. Montag hört Ihr mehr von uns. Viele Grüße von allen von uns – Lies.

Liebe Familie, Euern Brief mit Inhalt bekommen – herzlichen Dank. Schreib noch mal, wann Du kommst. Seid Ihr noch gut nach Hause gekommen? Hier war das Wetter schrecklich. Gott sei Dank können wir es noch erzählen. Von Hans nichts gehört. Es ist jetzt schon vier Wochen her, dass er weg ist. Jedes Mal, wenn die Post kommt, denke ich, dass es etwas von Hans ist. Es gibt in diesem Moment fast kein Gemüse mehr

und Früchte überhaupt nicht. Aber – enfin [französisch: schlussendlich] – das ist nicht das Schlimmste. Wenn André [gemeint ist der eigene Sohn] wieder herkommt, kann er wieder ein Fahrrad leihen. Das ist doch viel besser und wenigstens ohne Bon [eine Art Lebensmittelkarte]. Jaaps [gemeint ist der eigene Sohn] Ferien sind schon vorbei, und er muss jetzt morgens schon um 8 in der Schule sein bis 12, dann ist er nachmittags wieder zu Hause. Nächste Woche muss er mittags zur Schule. Ist bei Euch alles weiter in Ordnung? Jetzt, Leute, weiß ich nicht mehr Neues außer herzliche Grüße von uns allen hier. Kuss an André – Tante Bet fragt, ob Ihr Euer schwarzes Tässchen mitnehmen könnt. Auf Wiedersehen. Auf Wiedersehen.

25. August 1942 Liebe Familie, wir haben den Brief und den Inhalt bekommen – herzlichen Dank. Ihr könnt es doch entbehren, das Geld, sonst sollt Ihr das nicht machen. Unser André ist auch weg. Er musste sich Freitag melden und musste dableiben. Du verstehst, was ich sagen will? Ein Bub von 16 Jahren, im besten Alter, und er muss weg nach Deutschland. Wir haben ihm Eure Adresse mitgegeben, falls wir auch nicht mehr da sind, weil wir auch erwarten können, dass wir an einem dieser Tage wegmüssen. Es ist jetzt sehr leer hier, ich brauche nicht mehr so viel zu kochen. Seid mal froh, dass Ihr ihn noch gesehen habt. Es hängt mir alles zum Hals heraus, und ich kümmerge mich nicht darum, wenn wir auch noch wegmüssen. Ich hoffe, Euch alles mündlich noch erzählen zu können. Wenn ich alle seine Freunde sehe, und er ist weg, dann musst Du nicht fragen, was in mir vorgeht. Das Schönste, was Du hast, ist weg. Es ist ein trauriger Brief, aber es geht nicht anders. Und von Hans haben wir auch nichts mehr gehört. Ich schließe mit vielen Grüßen und Küssen für Euch, speziell für André – auf Wiedersehen.

28. August 1942 Liebe Familie, wir müssen am 31. August ab nach Deutschland. Wenn Du mich noch sehen willst, musst Du schnell kommen. Es ist vielleicht das Beste so, weil wir in der letzten Zeit nur Elend hatten. Wir reisen ungefähr um 12 Uhr aus unserem Haus ab und gehen dann zum Hauptbahnhof. Wir hoffen, Euch noch zu sehen. Sonst müssen wir uns so verabschieden. Wir hoffen alle, dass Ihr noch Spaß mit uns haben könnt. Ich schließe und wünsche Euch alles Gute und dass André ein tüchtiger

Mann wird. Jetzt viele liebe Grüße und Küsse von Bram, Lies, Jaap und den Tanten. Hallihallo, wir sind tüchtig!

Aus dem Durchgangslager Westerbork kommt später noch eine undatierte Karte:

»Alles gut. Viele Grüße.«

Die ganze Familie hat Auschwitz nicht überlebt.

Klavierunterricht

In Andrés Elternhaus gibt es ein Klavier. Früher, vor 1940, hat der Vater daran sein Kabarettprogramm einstudiert. Als Mutter und Sohn von Amsterdam nach Den Haag umziehen, kommt das Klavier mit. Weil André seinem Nachbarsfreund, dessen Mutter die bekannte Pianistin Tilly Talboom-Smits ist, imponieren will, prahlt er damit, dass bei ihm zu Hause auch ein solches Instrument steht. Rudi, der Nachbarsjunge, hat nichts Besseres zu tun, als das brühhwarm seiner Mutter zu erzählen. Und die fragt: »Ja, spielt er denn auch?« Nein, er spielt nicht. Er war noch nie auf die Idee gekommen, es auszuprobieren. Aber er widerspricht nicht, als die Nachbarin vorschlägt, ihn kostenlos zu unterrichten.

»Diese Nachbarn waren mein zweites Zuhause. Ich bin dort ein und aus gegangen. Es war eine richtige Familie, mit Vater und Mutter. Der Vater war ein ehemaliger Offizier und hat immer geschimpft: ›Tür zu, du Idiot!‹ Das fand ich herrlich! Endlich hat mal ein Mann mit mir geschimpft! Mit Loet, ihrem Sohn, bin ich mein Leben lang befreundet – seit dem 30. April 1940. Er ist fünf Jahre älter als ich. Sein Bruder Rudi, gleichaltrig wie ich, starb 1999. Die Wohnung, in der ich heute lebe, hat er mir vermacht.

Ich hatte damals mit Musik nicht viel am Hut, wollte eher Lokomotivführer werden oder Pilot, wie alle Jungs. Pianist? Nichts lag mir ferner. Aber als Abwechslung gab es kaum etwas anderes

als die Musik, es war Krieg und Musik ein Luxus. Es machte mir Spaß, Klavier zu spielen, und Tilly war eine großartige Lehrerin. 1920 hatte sie am Konservatorium den Prix d'Excellence gewonnen, eine hohe Auszeichnung, und 1923 Hofstads Jeugdorkest gegründet, das älteste Jugendorchester der Welt, für 30 bis 35 Kinder und Jugendliche. Es existiert heute noch, der jetzige Dirigent ist ein ehemaliger Schüler von mir.

Tilly hat gemerkt, dass ich talentiert war. Nach zwei Jahren Klavierunterricht, ich war gerade acht Jahre alt geworden, sagte sie: »Im Jugendorchester brauchen wir noch ein paar Celli, mach du das mal, jetzt lernst du auch Cello.« Ich dachte nur: Oh! Das Klavier hatte mir schon gereicht, jetzt noch Cello? Aber damals sagte ein Kind nicht »nein« – kein Gedanke daran! Also lernte ich auch noch Cello spielen. Ich konnte es kaum festhalten, da musste ich schon im Jugendorchester spielen.«

1946 verlässt André mit guten Noten die Primarschule und wechselt auf die Mittelschule. Zum Abschied sagt der Rektor: »André, Gott hat dich mit vielen Talenten gesegnet.« Aber auf der Mittelschule geht es nicht lange gut mit André. Mit 15 findet er es dort nur noch schrecklich. Er kommt mit den Lehrern nicht klar, und das ständige Pauken hängt ihm zum Hals heraus. Der Junge bringt so schlechte Noten nach Hause, dass er nicht versetzt wird. Die Mutter empfindet das als Riesenschande. Hat der Rektor der Primarschule nicht bestätigt, dass ihr Sohn sehr begabt ist? Undankbar findet sie ihren Sohn, hätte er der Familie nicht ein bisschen Ehre machen können? Der Vater verschollen, auch dessen Geschwister und Söhne, alle weg. Und das Kind bleibt sitzen.

André flieht zu den Nachbarn. Rudis und Loets Vater hat eine rettende Idee und rät der erzürnten Mutter: »Schick den Jungen aufs Konservatorium, Klavier spielen kann er doch.« Und so wechselt André mit 15 Jahren direkt aus der achten Klasse an das Königliche Konservatorium in Den Haag. Es genügt, dass er vorspielt und am 8. Dezember 1948 eine theoretische Prüfung ablegt. Beides besteht er mit Bravour.

Konservatorium

Am Konservatorium gibt es ständig etwas Neues zu entdecken, dort muss er nicht ohne Sinn und Verstand Lehrstoff pauken, der ihn nicht interessiert. Das Konservatorium wartet mit Themen und Aufgaben auf, die André spannend findet: Musikgeschichte, Harmonielehre, Klavier spielen, Sänger begleiten, Opern einstudieren. Nur eines kann er nicht: auswendig spielen, er braucht Noten. Niemand kann ihm das Auswendigspielen beibringen, selbst die arriviertesten Lehrer, unter anderem der Organist, Komponist und Pianist Hendrik Andriessen, beißen sich daran die Zähne aus. Er schafft es einfach nicht. Mit Blättern vor der Nase gibt man jedoch keine Klavierkonzerte. Und so muss André seinen Traum von einer Konzertpianistenkarriere begraben.

Einmal mehr stellt die Nachbarsfamilie die Weichen, denn Tilly regt an: »Dirigier du mal.« Und so trägt sich André als Schüler in die Dirigentenklasse des berühmten Willem van Otterloo ein, dem Komponisten und Chefdirigenten des Residentie Orkest von Den Haag. Unter dessen sieben Zöglingen – alle Ende 20, alle besessen von der Idee, eine glanzvolle Karriere als Dirigent zu machen – ist André mit knapp 18 der jüngste, und er hat es demgemäß nicht leicht. Dirigieren dürfen nur die anderen, weil sie älter sind. Und weil André einen Makel hat: Er spielt Klavier in Ballettschulen.

»Wir hatten in diesen Jahren nicht viel Geld. Meine Mutter verdiente 37,50 Gulden die Woche, meine Großmutter erhielt monatlich 200 Gulden Witwenrente. Am 12. Januar 1949 fragte eine Ballettschule an, ob ich bei ihnen Klavier spielen könnte – damals arbeitete man im Unterricht ausschließlich mit Pianisten, nicht mit Musik vom Band. Musik ›aus der Konserve‹ ist tödlich für die Musikalität, da werden die Kinder wie Computer programmiert, und Tonband oder CD gab es damals sowieso noch nicht. Also habe ich in der Ballettschule gespielt und mit meinem Verdienst etwas zu unserem Lebensunterhalt beisteuern können.«

Fürs Ballett zu spielen gilt in Musikkreisen als unmöglich; an den großen Opernhäusern ist Ballett Mitte des 20. Jahrhunderts

noch keine eigenständige Sparte, sondern ein mehr oder weniger geduldetes und belächeltes Anhängsel der Oper. Die Ensembles sind zahlenmäßig klein und werden vorwiegend eingesetzt, um Revueszenen oder Balletteinlagen in großen Opern darzustellen. Tänzerinnen gelten als Hupfdohlen und Tänzer als schwul – schon deshalb werden sie als Künstler nicht wirklich ernst genommen. Zudem herrscht in den 1950er und 1960er Jahren in Sachen Sexualität eine engstirnige Prüderie, Homosexualität ist verboten und wird in vielen Ländern sogar strafrechtlich verfolgt.

Reine, abendfüllende Ballettvorstellungen stehen nur selten auf dem Spielplan der Theater und Konzerthäuser und werden vorwiegend durch Gastspiele eigenständiger Tanzensembles bestritten, die ständig auf Tournee sind. Diese wenigen freien Ballettkompagnien leiden unter chronischem Geldmangel und einer ungewissen Zukunft, viele bestehen nur wenige Jahre. Als Pianist fürs Ballett zu arbeiten ist demzufolge ein Stigma, das es tunlichst zu vermeiden gilt. Aber André hat keine Wahl, er muss auch etwas zum Familienunterhalt beisteuern, und als Ballettpianist bekommt er fünf Gulden die Stunde – ein Vermögen! Es ist leicht verdientes Geld, ein bequemer Job, und deshalb macht er sich über die Zukunft keine Gedanken. Mit seiner weiteren Karriere, so glaubt er, hat das alles nichts zu tun.

Einer seiner Lehrer, Theo van der Pas, einer der größten niederländischen Pianisten seiner Zeit, spielt in jenen Jahren für viele weltberühmte Sänger bei Soloauftritten und Liederabenden. Mit dem Umblättern der Noten beauftragt er vorzugsweise André. Der schaut dem verehrten Lehrer auf die Finger und spitzt die Ohren: Wie spielt er bestimmte Passagen? Wie geht er auf die Sängerin ein? Wo folgt er ihr, wo fühlt er sich frei in der Interpretation? Bei Theo van der Pas lernt André, sich einem anderen Künstler anzupassen, eins zu werden mit ihm, um etwas Neues, Gemeinsames entstehen zu lassen. Eine Erfahrung, die ihm später von großem Nutzen sein sollte. Theo van der Pas ist es auch, der ihn ermuntert, doch noch das Solistenexamen abzulegen, auch wenn er immer »ein Papier vor der Nase« brauchen wird – für die Prü-

fung zumindest muss er nicht auswendig spielen. Und vom Blatt spielen, das kann André perfekt. So schließt er im Dezember 1956 das Konservatorium mit guten Noten ab: Auf der Skala von 10 Punkten erreicht er im Begleiten 9, im Unterrichten 8, und als Solist 7 Punkte.

Damit ist das Studentenleben am Konservatorium für ihn beendet. Nur bei Willem van Otterloo bleibt er noch eingeschrieben, um sein Dirigieren weiter zu verbessern. Die Tinte auf dem Abschlusszeugnis ist noch nicht trocken, als er der Mutter eröffnet: So, das war's – nie wieder Ballett. Von nun an will er sich nur noch der Musik widmen, schließlich ist er jetzt ein mit guten Noten examinierter Berufsmusiker. Für den steht anderes auf dem Karriereplan als ständig die gleichen eintönigen Melodien zu spielen, zu denen junge Mädchen und Buben ihre Beine schwingen. Eine Stelle als Musiklehrer, oder Sänger, Geiger oder Cellisten begleiten – das ist das Ziel, auf das er jetzt hinarbeitet. Er gibt Kindern Privatunterricht am Klavier, spielt zweimal im Monat bei gemischten Konzertabenden am Konservatorium und wird so als guter Begleiter bekannt.